

AURELIA

Von allen Geräuschen, die es vermögen, das Grauen anzukündigen, vernahm Cecile Dorm das vermutlich schlimmste. Doch es war kein heftiges Pochen an der Wohnungstür, mitten in der Nacht. So wie letztens, als der Nachbar von schräg gegenüber im Pyjama vor ihrer Haustür gestanden hatte. Herr Friedmann, der sonst nicht einmal grüßte, vermutlich weil er sich für etwas Besseres hielt, hier in der Villengegend in Westend ... *die uns eigentlich eine Nummer zu groß ist, Schatz. Findest du nicht?*

Aber ihr Mann Jonathan mochte es, war hier groß geworden, wenn auch in einem Mietshaus ohne Garten. So gesehen hatten sie es nun in dem renovierungsbedürftigen, aber großzügigen Anwesen besser. Auch wenn es einsamer war als auf ihrem Heimatdorf in Mahlow, wo Cecile früher nie schräg angeguckt worden war, wenn sie mal eilig im Jogginganzug, ungeschminkt und mit einem hastig gebundenen Verlegenheitszopf das Frühstück holte.

„Ist das nicht die Tante vom Jugendamt? Die Frau vom Nervenarzt? Der holt sich seine Irren nach Hause, heißt es. Ob er in der Klinik rausgeflogen ist? Und das Haus! Nicht mal einen Anstrich können die sich leisten.“

Das hatte ihr Friedmann sogar einmal direkt ins Gesicht gesagt: „Eine Schande, wie Sie die alte Villa verkommen lassen.“ Damals jedoch, als er sie aus dem Schlaf gerissen hatte, war ihm die Fassade auf einmal nicht mehr so wichtig gewesen. Barfuß und mit einem Telefon in der Hand, das aus irgendeinem Grund nicht funktionierte, stand er vor ihnen, mit

wirrem Haar und trockenem Mund. „Sie sind doch Arzt“, hatte er flehend zu Jonathan gesagt. „Bitte, mein Enkel erstickt!“

Der Vierjährige, den die Friedmanns für ihre Tochter babysitteten, hatte einen Pseudokrapp-Anfall gehabt. Cecile hatte den Kleinen einfach in eine Decke gewickelt und nach draußen getragen. Sein spastischer Hustenkrampf hatte sich schnell wieder gelöst.

Jetzt hingegen war es kein ersticktes Röcheln, das Ceciles Herz dazu brachte, ihr gegen die Rippen zu schlagen wie ein Basketball aufs Turnhallenlinoleum. Auch kein Hupen, gefolgt von quietschenden Autoreifen, das sich rasend schnell auf sie zubewegte. Weder das Bersten von Fensterglas im Wohnzimmer, während sie nachts im Bett lag, noch das helle Knacken eines Knochens beim Aufprall nach einem Sturz. Das Geräusch, das sie so sehr ängstigte, war noch weit schlimmer als all das. Es drang direkt aus der Wiege zu ihr, in die sie die kleine Aurelia zum Schlafen gelegt hatte. Was aus Aurelias Wiege kam, war: Stille. Nichts als absolute, erbarmungslose Stille.

Cecile war von genau dieser beängstigenden Ruhe geweckt worden. Nur für einen kurzen Moment hatte ihre Erschöpfung die Oberhand gewonnen über das Beschützertier, das seit neuestem in ihr wohnte. Die Bärenmama, die ihr Junges nicht für einen Augenblick aus den Augen lassen wollte, hatte versagt und war mit der Milchpumpe in der Hand auf dem Sofa eingeschlafen. Und das lag nicht daran, dass Nachtruhe und Durchschlafen seit nunmehr sechs Wochen nicht mehr als entfernte Erinnerungen für sie waren. Gestern war sie viermal aufgestanden, alle zwei Stunden, und hatte die Flasche machen müssen, weil das Wenige, das aus ihren

Brüsten in die Pumpe tropfte, nicht einmal ein Mäusebaby hätte satt machen können. Einmal hatte Jonathan angeboten, ihr zu helfen, hatte mit schläfriger Hand und geschlossenen Augen müde nach ihr getastet, doch sie hatte abgewunken. Er brauchte seinen Schlaf für die Patienten. Musste ausgeruht sein, durfte keine Fehler machen. Gerade jetzt, wo er sich doch erst mit seiner Praxis selbständig gemacht hatte. Die Depressions-, Essstörungs- und Panikpatienten, die ihn hier zu Hause aufsuchten, hätten sicher kein Verständnis dafür, wenn er es Cecile gleichtat und während einer der Therapiesitzungen einschlieft.

Im Grunde war es aber gar nicht das Baby gewesen, das Cecile so erschöpft hatte, sondern das Gespräch mit ihrer Mutter.

„Wieso gibst du es nicht weg?“

„Was?“

„Dein Kind natürlich. Du bist doch selbst noch eins!“

„Ich bin neunundzwanzig!“

„Rechnerisch vielleicht, aber wenn man sich deine Kinderfigur anguckt, dann möchte man dir eher eine Schultüte kaufen, als dir ein Baby anzuvertrauen.“

„Es ist mein verdammter Beruf, dafür zu sorgen, dass es Kindern gut geht! Und abgesehen davon bin ich absolut fassungslos, wie du mir nach allem, was passiert ist, ernsthaft raten kannst, mein eigenes Baby ...“

„Bla, bla, bla! Ich hätte dich damals auch zur Adoption freigegeben, wenn deine Großmutter nicht so eine Heulsuse gewesen wäre.“

„Dann hätten wir das ja auch geklärt. Vielen Dank für die aufbauenden Worte! Wieso rufst du eigentlich an?“

„Um dir zu sagen, dass ich nicht zu deiner Hochzeit kommen werde.“

Die Hochzeit! In nicht einmal mehr vier Wochen sollte es so weit sein, und noch immer war Cecile sich nicht sicher, ob es wirklich die richtige Entscheidung war. Sicher, Jonathan hatte absolut aufrichtig geklungen, als er nach dem Besuch im Theater des Westens in dem kleinen Restaurant an der Hardenbergstraße ihre Hand ergriffen hatte. Als er sie angesehen hatte, wie er es nur dann tat, wenn er etwas wirklich Bedeutsames zu verkünden hatte. Mit diesem ganz speziellen Funkeln in seinen grünen Augen, das Cecile immer nur dann an ihm bemerkte, wenn er zu ihr sprach.

„Könntest du dir vorstellen, einen Mann zu heiraten, der zwanzig Jahre älter ist als du, der seltsame Hobbys hat, jeden Tag mit psychisch Kranken arbeitet und der morgens nach dem Aufwachen immer erst mal mürrisch ist und aussieht wie ein Kobold?“

Cecile hatte gelacht, aber nicht wegen Jonathans Selbstironie. Immerhin war es auch ein solcher Scherz gewesen, mit dem er sie das erste Mal zu einem Rendezvous eingeladen hatte. „Würden Sie mit mir essen gehen, solange ich die Gabel noch selbst zum Mund führen kann?“, hatte er sie gefragt, nachdem sie ihn überraschend auf der Geriatriestation besucht hatte. Eine Schwester fütterte dort gerade fürsorglich eine alte Dame, und Cecile und Jonathan hatten ihr für einen Augenblick dabei zugesehen.

„Nur, wenn ich Ihnen danach nicht den Rücken mit Franzbranntwein einreiben muss“, hatte Cecile geantwortet und damit ihre Beziehung nach wochenlangem Austausch

von Emails und WhatsApp-Nachrichten auf eine neue Ebene gehoben.

Nein, Cecile hatte aus Verlegenheit über den Heiratsantrag gelacht. Aus Verlegenheit darüber, dass sie nicht sicher war, was sie Jonathan antworten sollte. Sie hatte keine Zweifel daran gehabt, dass es absolut richtig für sie wäre, ihn zu heiraten. Das Beste, was ihr jemals passieren könnte. Woran sie zweifelte, war, ob es auch das Beste für *ihn* sein würde, sie zur Frau zu nehmen. Eine kleine, dürre Inspektorin vom Jugendamt mit Helfersyndrom und platten Brüsten, die eine verhärmte Mutter im Schlepptau hinter sich her schleifte, immer wieder ohne erkennbaren Grund zu weinen anfing, im Kino an den falschen Stellen lachte und mit ihrer Abstammung vom brandenburgischen Dorf auch sonst nicht eben von dem Kaliber war, das ein *Doktor Jonathan Dorm* aus dem feudalen Westend an seiner Seite erwarten durfte.

„Natürlich, das war ja klar.“

Cecile war nicht überrascht von der Absage ihrer Mutter gewesen, warum auch? Sie hatte Jonathan vom ersten Tag an abgelehnt, und dafür war ihr jede Begründung recht gewesen. *Er ist zu alt für dich, er ist ein Wessi aus dem Feine-Leute-Bezirk, als Psychologe ist der doch garantiert selbst verrückt, du siehst neben ihm aus, als hätte er dich vom Babystrich weggekauft.* Tatsächlich hatte Cecile aber keine Zweifel daran, aus welchem Grund ihre Mutter der Ehe wirklich den Segen versagte. Schließlich stand ihre Tochter kurz davor, eine gute Partie zu machen, denn wenn Jonathan auch nicht reich war, so vermochte er ihr doch immerhin ein Leben in bürgerlichem Wohlstand zu ermöglichen. Einem Wohlstand, den sich ihre Mutter schon immer für sich selbst

gewünscht und wofür sie Cecile ständig in die Pflicht genommen hatte. *Du hättest eine große Cellistin werden können! Ich habe dich regelmäßig zum Unterricht geschickt und dir dieses ganze teure Zeug gekauft. Weißt du, was so ein Cello kostet? Und die Noten? Und die Unterrichtsstunden jede Woche? Ich habe mir das vom Mund abgespart, damit du es mal besser hast!*

Immer wieder hatte Cecilie sich das anhören müssen. Früher, als sie noch ein junges Mädchen gewesen war, hatte sie es ihrer Mutter sogar noch geglaubt. Später, nachdem sie es endlich verstanden hatte, war dann aber alles noch viel schwerer für sie auszuhalten gewesen. *Sie hat das alles gemacht, damit sie selbst es mal besser hat! Ich sollte wie verrückt für eine Karriere schuffen, die sie selbst nicht hinbekommen hätte. Damit sie dann später in meiner Superstarvilla leben und es sich hätte gut gehen lassen können! Um sich in meinem Ruhm zu sonnen und jedem, der es nicht hören wollte, zu sagen, dass ich das alles nur ihr verdanke, weil sie so streng mit mir war. Um den Preis, dass ich meine ganze Kindheit hinter einem Cello sitzen musste, das mich nicht interessiert hat, während meine Freunde Spaß hatten und Kinder sein durften.* Und jetzt wollte Ceciles Mutter es ihr auch noch damit heimzahlen, ihre Hochzeit mit dem besten Menschen, der ihr jemals begegnet war, zu boykottieren ...

Stille. Es war unerträgliche Stille, die aus Aurelias Wiege zu Cecile vordrang.

Ist es möglich, dass Aurelia so ruhig schläft? Ist sie etwa ... *Oder hat Jonathan sie vielleicht woanders hingebacht?* Cecile wagte es nicht, sich dem Babybett zu nähern. Wie

versteinert blieb sie auf der Türschwelle stehen, die das Kinderzimmer vom Schlafraum trennte. Die Tür war seit Aurelias Ankunft niemals geschlossen gewesen, noch niemals hatte die Kleine ein Geräusch von sich gegeben, das Cecile nicht mitbekommen hätte.

Warum sollte Jonathan sie aus der Wiege nehmen? Und warum sollte ich das nicht mitbekommen?

So, als liege ein böser Fluch über dem Kinderzimmer, verweilte Cecile noch immer auf der Schwelle, während ihr Puls sich mit jedem Schlag ihres Herzens beschleunigte. Das liebevoll eingerichtete Zimmer mit den lustigen Clownsbildern an der Wand, den Kuscheltieren auf den Möbeln und dem sanften Rosenduft erschien Cecile mit einem Mal so düster und unheimlich wie ein Grabgewölbe. Selbst ihr eigenes Kinderzimmer war ihr niemals so bedrohlich vorgekommen. Nicht einmal dann, wenn der Notenständer mit den viel zu schwierigen Bach-Suiten darauf ihr aus der Tiefe des Zimmers wieder einmal hämisch entgegengrinste. So, als wolle er ihr zuflüstern: *Los, versuch es nur! Du kannst sowieso nichts gewinnen. Deine Mutter wird dich niemals loben, egal, wie gut du bist. Weil sie nichts von Musik versteht und weil sie denkt, du lässt dann nach. Dieses Spiel kannst du nicht gewinnen - aber du kannst auch nicht aussteigen!*

Aurelia wird es bei mir besser haben!

In ihrem hellblauen Trainingsanzug stand Cecile mit zittrigen Knien da und hoffte entgegen aller Vernunft, dass sie sich nur in einem ihrer Träume befand. In einem dieser Albträume, in denen sie vor einem Kinderwagen stand, in dem ein Baby lag, das seine Arme nach ihr ausstreckte. Und der jedes Mal,

wenn sie sich dem Kind einen Schritt näherte, vor ihr zurückwich.

Es war erst wenige Wochen her, dass Cecile mit der kleinen Aurelia nach Hause gekommen war. Ein kerngesundes Mädchen, das jedem, der es zu Gesicht bekam, unweigerlich ein Lächeln auf die Lippen zauberte. Auch, wenn es nicht viele Menschen waren, die das Kind bislang zu sehen bekommen hatten. Ceciles Mutter etwa hatte sich ihre Enkeltochter noch nicht angesehen. *Du hast mir ja nicht mal was von der Schwangerschaft erzählt, mich einfach damit überrumpelt, dass du eine Tochter hast. Und jetzt soll ich vorbeikommen und einen auf Oma machen? Du wirst das Kind weggeben, junges Fräulein, aber ganz schnell! Du weißt genau, dass du keine Mutter sein solltest.*

Nein, Cecile und Jonathan hatten Aurelia noch immer nicht herumgezeigt, wie andere Eltern es getan hätten. Sie hatten keine Fotocollagen immergleicher Babybilder auf sozialen Netzwerken veröffentlicht, keine Karten an den erweiterten Bekanntenkreis verschickt, die mit einem niedlichen Foto von Aurelia, erwartbaren Körpermaßen und einem Spruch wie *Hier bin ich!* bedruckt waren. Und das, obwohl Cecile es eigentlich in die ganze Welt hatte hinausschreien wollen. *Es hat endlich geklappt! Seht sie euch an, das ist Aurelia, das wundervollste Kind auf dem Planeten! Kerngesund, bildschön, ein wahrer Engel!*

Doch Jonathan war es mit seiner einfühlsamen Art gelungen, sie davon abzuhalten. *Die Geburt war sehr schwer und belastend für euch beide, Schatz. Lass es uns noch nicht an die große Glocke hängen, ihr braucht jetzt erst mal Ruhe. Wenn unsere Familien und Freunde alle ankommen, dann*

setzen wir Aurelia nicht nur Stress aus, sondern auch der Gefahr von Infektionen. Und bei deiner Vergangenheit sollten wir das auf keinen Fall riskieren! Lass Aurelia erst noch ein oder zwei Wochen unser Geheimnis sein. Und dann gibt es eine große Überraschung für alle!

Doch jetzt war es still in der Wiege.

Vielleicht schläft sie wirklich nur ganz leise? Vorsichtig setzte Cecile den rechten Fuß ins Kinderzimmer. Aber es gibt doch immer ein Geräusch, auch wenn sie schläft! Sie atmet, oder es raschelt. Irgendwas höre ich doch immer. Sie biss die Zähne zusammen und presste sich die Hände auf den Mund. So, als ziehe eine magische Kraft sie an, während ihre Angst versuchte, sie zurückzuhalten, setzte Cecile den zweiten Fuß auf den flauschigen Teppich, der in dem zarten Grün gehalten war, das sie so liebte. Sie atmete flach, und für einen Moment fuhr ihr Blick wirr durchs Zimmer. Über die Poster mit den Bären, Babytigern und Hundewelpen darauf, um sich dann an den wiederkehrenden Mustern auf der lustigen Kindertapete festzuhalten, als habe sie die Orientierung verloren. *Also gut.* Sie rieb sich mit den Händen über das Gesicht und atmete tief durch. *Ich werde jetzt in diese Wiege sehen.*

Ein letztes Mal schien ihre Angst sie zurückhalten zu wollen, doch schließlich war es die Sorge um ihr Baby, die Cecile mit kleinen, gleichmäßigen Schritten vorangehen ließ. Als sie kurz davor war, in das Babybett hineinsehen zu können, schloss Cecile die Augen. Sie tastete sich die letzten Schritte vor und hielt inne.

Sie ist tot, was denn sonst? Warum sollte Gott dir ein Kind anvertrauen, nachdem du selbst so ein schreckliches warst?, hörte sie ihre Mutter im Geiste sagen.

Doch Cecile fasste all ihren Mut zusammen, atmete tief durch
- und öffnete schließlich die Augen.

„Warum bescheinigen Sie mir nicht einfach meine Diensttauglichkeit und ersparen uns beiden diesen Mist hier?“ Jonathan Dorm antwortete nicht sofort darauf, und das nicht nur, weil dieser große, viel zu muskulöse Kerl mit den kurzgeschorenen Haaren und dem Stoppelbart mittlerweile schon seine dritte Sitzung darauf verwendete, sich gegen die Traumatherapie zu wehren. *Schon wieder eines dieser armen Schweine, die in ihrem inneren Gefängnis hocken und lieber darin verrecken, als sich einzugestehen, dass sie nicht perfekt sein können.*

Jonathan war nicht Psychotherapeut geworden, weil er, wie viele seiner Kommilitonen, von den Lehren Sigmund Freuds wahlweise begeistert oder gegen sie eingenommen war. Auch nicht, weil ihm diese Wissenschaft gleichermaßen Macht und Verantwortung über die Menschen verlieh, die sich ihm anvertrauten. Er hatte seinen Beruf erlernt, weil er die Menschen liebte. Und weil es ihm Unbehagen bereitete, wann immer er erkannte, dass jemand aufgrund eines Traumas oder einer unglücklichen Entwicklung in seinem Leben daran gehindert war, die Zeit, die er auf der Erde hatte, genießen zu können. *Ein großer Anspruch, ich weiß*, hatte er seinem Professor bereits im zweiten Semester erklärt. *Aber würden Sie einen Therapeuten wollen, der nur seine Quartalsabrechnung im Sinn hat?*

Der Professor hatte süffisant gelächelt und mit einer gewissen Ironie in der Stimme erwidert: *Mit dieser Einstellung wird der weite Weg zu Ihrem eigenen Seelenheil Sie aber nicht reich machen.* Dorm hatte nicht lange überlegen müssen, was er

darauf antworten sollte: *Das Seelenheil selbst ist der Reichtum! Und wenn ich mein eigenes nicht finde, dann will ich zumindest dafür kämpfen, dass es möglichst vielen anderen gelingt.*

„Also gut, Justin, Sie fühlen sich schikaniert. Sie brauchen das hier nicht. Sehe ich das richtig?“

Dorm saß vorgebeugt in seinem Sessel. Hätte er sich entspannt zurückgelehnt, was ihm aufgrund der kurzen Nächte, die Aurelia ihm bereitete, eigentlich lieber gewesen wäre, hätte dies desinteressiert auf seinen Patienten wirken können. Auch die zerschlissene Jeans und den alten Wollpullover mit den abgenutzten Stellen am Ellenbogen hätte er normalerweise nicht bei seiner Arbeit angezogen, doch Justin Hollstein entstammte einer ehrlichen Arbeiterfamilie und würde sich von einem zurechtgemachten Schnösel in frisch gebügelmtem Hemd ganz sicher nichts sagen lassen. Schließlich war der bullige Polizist nicht freiwillig zu ihm gekommen, was üblicherweise die Grundvoraussetzung für eine erfolgversprechende Psychotherapie war. Der zuständige Amtsarzt hatte dem Beamten die Sitzungen mit Dorm verordnet und sie zur Voraussetzung für seine Wiederaufnahme in den Polizeidienst gemacht. Umso mehr war sich Jonathan bewusst, dass jeder Blick, jede Geste, jedes Wort sich darauf auswirkte, ob sein Patient entschied, mit ihm zu kooperieren oder sich ihm zu verweigern.

„Ich habe diesen Typen nun mal erschossen, was soll ich denn jetzt noch machen? Ihn wieder aufstellen?“

Dorm hatte viele Polizisten wie Justin erlebt. Viele dieser testosterongeladenen, aufgepumpten Jungs aus den Plattenbauten, die zur Polizei gegangen waren, weil sie von

ihrer jungenhaften Vorstellung fasziniert waren, frei zu sein und über den Gesetzen zu stehen, Macht auszuüben, zu schnell fahren und schießen zu dürfen, besondere Rechte zu haben und ihre Gegner vermöbeln zu können, wenn sie einen falsch angingen – und das auch noch vollkommen legal auf der *richtigen Seite des Gesetzes*. Auch Justin war eins dieser Alphantiere, die ihrer Frau und ihren Kindern am Abend voll Stolz davon berichten wollten, wie sie mit ihrer Einheit ein Waffenlager gestürmt, ausgehoben und wie viele Verbrecher sie dabei festgenommen hatten. Ein großer, bulliger Kerl, der im Grunde das Gute wollte, aber niemals wirklich verstanden hatte, was *das Gute* eigentlich war.

„Sie haben einen schizophrenen Mann erschossen, der zwei Frauen mit einer Machete abschlachten wollte.“ Dorm fixierte seinen Patienten mit festem Blick. „Und seitdem sehen Sie ihn jedes Mal vor sich, wenn Sie die Augen schließen. Wieder und wieder, er verfolgt Sie.“

„Herrgott nochmal, hätte ich Ihnen das bloß nicht erzählt!“ Hollstein schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Warum denn? Weil so ein Trauma schon wieder weggeht, wenn man es bloß allen verschweigt? Oder weil *ein Indianer keinen Schmerz kennt?*“

„Was labern Sie da, Mann? Ich hab keinen Bock auf diesen Scheiß hier, Sie sind nicht meine Mutter. Kann ich gehen?“ Justin erhob sich.

„Was würde Ihre Mutter Ihnen denn raten? Gehen oder bleiben?“ Dorm lehnte sich jetzt doch zurück, aber nur, um der Aufbruchsbewegung seines Patienten etwas entgegenzusetzen.

„Meine Mutter würde nie im Leben zu einem Psychodoktor gehen. Schon gar nicht zu einem, der so was da spielt.“ Justin Hollstein deutete auf das Schachbrett, das auf dem kleinen Glastisch in der hinteren Ecke des Raumes aufgestellt war.

„Was hat Ihre Mutter denn gegen Schach?“

„Sie hat was gegen Leute, die das Leben nicht kapieren! Glauben Sie etwa, so funktioniert die Welt da draußen? Ich einen Zug, du einen Zug? Schön fair, *möge der Bessere gewinnen?* Am Arsch!“

„Also, als ein großes Schachbrett, auf dem jeder Mensch erfolgreich sein kann, wenn er nur mit Klugheit und Bedacht die richtigen Züge macht, habe ich die Welt bisher noch gar nicht gesehen. Aber der Gedanke interessiert mich.“

„Was labern Sie, Mann? Wenn da so ein Penner mit seiner verschissenen Machete steht, dann wägst du nicht in aller Ruhe deinen nächsten Zug ab. Dann musst du reagieren, aber sofort! Auge um Auge, der oder ich, das ist keine bekackte Zielscheibe auf dem Schießstand!“

Dorm schloss kurz die Augen und kratzte sich am Kopf.

„Das Leben ist für Sie also keine Schachpartie, na gut. Was denken Sie, Justin, würden Sie die Welt eher als einen Boxring bezeichnen, in dem jeder auf jeden einprügelt und der Stärkste am Ende gewinnt?“

Hollstein lachte auf, und Dorm konnte nur erahnen, welche Erlebnisse aus seinem Berufsalltag in den Ghettos Berlins aus diesem bitterbösen Lachen klangen.

„Das kommt der Sache schon näher!“, sagte er und wollte sich zur Tür umdrehen.

„Also gut! Dann schlage ich Ihnen jetzt was vor.“ Dorm stand auf und trat an den kleinen Holzschrank, auf dem er

Wasser, Halsbonbons und Taschentücher für seine Patienten bereitstellte. „Wir tragen es einfach auf Ihre Weise aus.“

Unter den verdutzten Blicken seines Patienten griff er zwei Paar abgenutzte Boxhandschuhe aus dem Schrank, von denen er eins Justin reichte.

„Was soll der Scheiß?“

„Nur ein kleines Sparring, Sie sind ja gut im Training.“

Dorm streifte sich sein Paar Boxhandschuhe über. Es war etwas zu klein für seine Hände, aber er hatte das größere Paar seinem Patienten geben müssen, dessen Pranken wahrhaft ehrfurchtgebietend waren. „Sie versuchen, meine Deckung zu treffen. Wenn Sie das drei Mal schaffen, erkläre ich Sie sofort wieder für dienstfähig.“

Und da sind sie wieder. Die Fragezeichen in den Augen eines Hünen mit überbordenden Kräften, der jetzt, vollkommen mit der Situation überfordert, am liebsten in sein Kinderzimmer laufen und die Tür hinter sich zuknallen würde.

„Ich will Ihnen nicht wehtun!“

Justin Hollstein wirkte auf Dorm mit einem Mal wie ein Teenager, dem seine erste Freundin beim Besuch auf dem Rummelplatz vorschlug, *Hau den Lukas* zu spielen. Er hatte nichts zu gewinnen: Würde er fest genug schlagen, dass die Glocke ertönte, hätte er nichts weiter erreicht, als die Erwartung seiner Freundin zu erfüllen. Aber wehe ihm, wenn etwas schiefginge. Wenn er daneben schlug oder – Gott bewahre! – seine Kräfte nicht so groß waren, wie er vermutete. Immerhin, abgesehen von seiner beachtlichen Statur war Justin ein ausgebildeter Schutzpolizist mit guter Kondition und besten Kenntnissen im Nahkampf. *Den sein blöder Seelenklempner von Ende Vierzig allen Ernstes*

aufgefordert hat, gegen ihn zu boxen. Und das noch nicht einmal in einem Boxring, sondern in einer spartanisch eingerichteten psychotherapeutischen Praxis mit niedriger Decke und Laminatfußboden.

„Sie tun mir schon nicht weh.“ Dorm hob seine Hände vor das Gesicht und begann, über den Boden zu tänzeln. „Immer auf die Deckung!“

Justin rührte sich noch immer nicht. Er war daran gewöhnt, von Schwächeren provoziert zu werden, und es war sein tägliches Brot, sich darauf nicht einzulassen.

„Ist das echt Ihr Ernst? Oder verarschen Sie mich?“

„Mein völliger Ernst! Drei Treffer, und Sie können morgen wieder zum Dienst antreten. Los, machen Sie schon!“

Dorms Bewegungen verrieten seinem Patienten anscheinend, dass dieser zumindest über gewisse Grundkenntnisse im Boxsport verfügte. Nach weiteren Sekunden des konsternierten Abwartens zog sich der Polizist schließlich seine Boxhandschuhe über und beugte sich leicht vor. Halbherzig und kraftlos schob er seine Rechte in Richtung des Therapeuten, doch Dorm wich dem Schlag mit derselben Leichtigkeit aus, mit der eine Katze wohl dem Hieb eines Faultiers ausgewichen wäre.

„Mehr haben Sie nicht drauf?“

Immer schneller und wendiger tänzelte Dorm um seinen Patienten herum, und allmählich schien diesen der Ehrgeiz zu packen. Sein zweiter Hieb kam bereits deutlich schneller und kräftiger daher, doch wieder wich Dorm ohne Schwierigkeiten aus.

„Kommen Sie schon, Sie wollen Ihr Trauma doch so gern mit sich allein ausmachen. Ohne einen blöden Psychoheini,

der sowieso keine Ahnung hat, *wie es da draußen wirklich zugeht?* Ich verbessere mein Angebot: Ein Treffer auf meine Deckung reicht, und Sie bekommen Ihre Bescheinigung!“ Damit ließ Dorm nun selbst seine Faust ansatzlos vorschnellen. Nur wenige Zentimeter vor Hollsteins Kinn bremste er den Schlag ab, der in einem echten Boxkampf ein Wirkungstreffer geworden wäre.

„Alter, echt jetzt?“ Der Polizist hob seine Fäuste endlich mit voller Entschlossenheit und sah Dorm mit strengem Blick in die Augen.

„Dieser Kerl mit seiner Machete ist schuld daran, dass Sie jetzt immer wieder sein Bild sehen müssen, wenn Sie die Augen schließen. Los schon, stellen Sie sich vor, ich wäre dieser Kerl. Hauen Sie mich um!“

Justin Hollstein tänzelte auf einmal überraschend gekonnt um Dorm herum, fixierte ihn und holte aus. Dorm analysierte die Bewegung und duckte sich vor dem Schlag weg. Zwei Mal kurz nacheinander trafen Dorms Fäuste auf die Deckung des Polizisten, der seine anfänglichen Hemmungen abstreifte und sich dem Duell nun mit Ernsthaftigkeit stellte. Immer wieder versuchte er, Dorms Deckung zu treffen, doch der ließ ihm keine Chance. Schließlich trat Dorm einen Schritt zurück und streifte die Boxhandschuhe ab. Sein Patient hatte ihn nicht ein einziges Mal getroffen.

„Justin, Sie können diesen Kerl vor Ihrem inneren Auge nicht einfach umhauen. Indem Sie ihn getötet haben, ist er ein Teil Ihres Lebens geworden. Und wenn Sie nicht wollen, dass er Sie und alle, die Sie lieben, wie ein böser Geist verfolgt, dann müssen Sie sich ihm stellen. Je früher, desto besser.“

Der Polizist schwitzte und atmete schnell. Er ließ seine Fäuste sinken und sah Dorm an. Aber nicht einfach nur irgendwie, sondern mit diesem ganz bestimmten Blick, den Jonathan schon so oft bei seinen Patienten gesehen hatte. Aus *Was soll diese Scheiße hier? war Ich brauche Hilfe!* geworden.

„Versuchen Sie doch für den Anfang mal, sich umzudrehen, wenn Sie den Kerl mit seiner Machete sehen.“

„Was?“

„Sie blicken immer nur auf den Mann, den Sie getötet haben. Aber wenn Sie sich in Gedanken umdrehen, dann sehen Sie stattdessen die beiden Frauen.“

„Die Frauen, die der Kerl umlegen wollte?“ Hollsteins Stimme wurde brüchig.

„Die unschuldigen Frauen, die noch am Leben sind, weil Sie den Kerl erschossen haben, der ihnen gerade die Köpfe abhacken wollte. Wenden Sie dem Täter den Rücken zu und sehen Sie zu den Opfern. In ihre dankbaren Augen. Und in die dankbaren Augen der Familien dieser Frauen.“

„Okay ...“ Justin lief eine Träne über das markante Kinn, bis sie sich in seinem Stoppelbart verlor.

„Wie sieht es aus? Nächstes Treffen in vier Tagen, selbe Zeit?“

„Ja, okay. Alles klar. Aber eine Frage noch!“

„Schachboxen!“

„Was?“

„Sie wollten doch sicher fragen, warum ich das so gut kann. Ich mache Schachboxen, schon seit fünf Jahren. Mann gegen Mann, immer abwechselnd eine Runde Schach und eine Runde Boxen. Das war vom Erfinder ursprünglich mal als Kunstperformance gedacht, aber mittlerweile ist es ein echter

Sport geworden. Verstand, Strategie, Beweglichkeit und körperliche Kraft vereinen sich zu einer Disziplin. Wer gewinnen will, muss gleichermaßen schlau sein und sich seiner Haut wehren können. Was denken Sie, könnten Sie sich mit so einem Bild von der Welt anfreunden?“

„Vielleicht habe ich Sie unterschätzt!“

Dorm genoss die Anerkennung, die aus Hollsteins Blick sprach. Er zuckte mit den Schultern und lächelte, als er antwortete:

„Ach, das tun viele. Aber die meisten nur ein Mal!“

Kaum, dass er seinen Patienten verabschiedet hatte, war Jonathan auch schon in seine Pantoffeln geschlüpft. Endlich raus aus diesen verdammten muffigen Turnschuhen mit den abgetretenen Sohlen, die er ebenso ungern trug, wie er das steife Hemd und die Krawatte getragen hatte. Damals, als er noch hauptberuflich in der Klinik gearbeitet hatte. *Ein weiterer Vorteil der Selbständigkeit.* Ein paar Notizen wollte er sich noch machen, auch wenn die Sitzung mit Justin eher nicht zu denen gehörte, deren Verlauf und Ergebnis er bis zum nächsten Termin vergessen haben könnte. Doch er hatte noch zwei weitere Patienten gehabt, und die Dokumentation des Therapieverlaufs gehörte nun mal zu seinen Aufgaben. Jonathan gähnte. *Drei Sitzungen in Folge, und nicht mal eine einzige Tasse Kaffee habe ich bisher trinken können.*

Luisa, die schon seit einem Jahr zu Jonathan in die Therapie kam, hatte am Abend zuvor einen unerwarteten Anruf von diesem Kerl bekommen, der sie erst geliebt, dann betrogen, sich anschließend mit ihr verlobt und sie dann wegen ihrer eigenen Schwester verlassen hatte. Luisa war außer sich gewesen und hatte nicht damit aufhören wollen, abwechselnd wie ein Wasserfall zu reden und zu weinen. Jonathan war froh gewesen, dass er seine Patientin zumindest so weit stabilisieren konnte, dass er sie ohne Medikamente hatte gehen lassen können.

Danach war Kurt zu seinem Termin gekommen, der als Kind versehentlich einen tödlichen Verkehrsunfall verschuldet hatte. Kurt hatte mal wieder in den schillerndsten Farben von seiner Studienkollegin erzählt, mit seinen schwärmerischen

Worten aber offenkundig deren älteren Bruder gemeint. Nur, dass er sich dies selbst noch nicht eingestanden hatte.

Lediglich die Sitzung mit Justin Hollstein war für Jonathan an diesem Tag ein kleines Erfolgserlebnis gewesen.

Dann wollen wir mal! Gerade, als Jonathan seinen Kugelschreiber auf den Notizblock gesetzt hatte, wurde er von einem lauten Geräusch aus seinen Gedanken gerissen.

„Sie ist weg!“, schallte es von oben, und hektische Schritte bewegten sich in Jonathans Richtung.

Sofort ließ er seinen Notizblock fallen, sprang aus dem Sessel auf und eilte in den Flur seiner Praxis.

„Schatz? Was ist denn los?“

Cecile war schon am oberen Treppenabsatz angekommen und stürzte die Wendeltreppe zu Jonathan hinunter.

„Aurelia! Sie ist weg, ihre Wiege ist leer. Und überall ist Blut!“

„Was?!“

Cecile hatte das Souterrain erreicht. Mit ungebremstem Schwung warf sie sich Jonathan in die Arme und umklammerte ihn so fest, dass er sich kaum noch bewegen konnte.

„Schnell, wir müssen sie finden! Bitte, Jonathan, mach was!“

„Okay, warte hier!“

Damit löste sich Jonathan aus der Umklammerung und rannte die Treppe in den Wohnbereich hinauf. Oben angekommen, riss er die Tür zum Wohnzimmer auf, in dem Cecile um diese Zeit sonst immer mit Aurelia im Arm auf der Couch lag und eine der Kinder-CDs hörte, die das Baby noch gar nicht verstehen konnte, die Cecile aber ein wohliges Gefühl bereiteten. Die Wolldecke, die sie sich dabei gern über die

Beine warf, lag noch genauso zerknüllt über der Sofalehne, wie sie am Abend zuvor dort liegengeblieben war. Von Aurelia war weder etwas zu sehen noch zu hören. Zurück also in den Flur. Jonathan wollte gerade in den ersten Stock, als sein Blick auf die Küchentür fiel. *Aber wie sollte die Kleine denn da hingekommen sein?* Es war egal, er würde jeden Winkel des Hauses nach Aurelia absuchen. Doch auch die viel zu kleine und viel zu altmodisch eingerichtete Achtzigerjahre-Küche war menschenleer, und nichts deutete darauf hin, dass hier etwas Ungewöhnliches vorgefallen wäre.

„O Gott, Cecile ...“, hauchte er, leise genug, damit sie es im Souterrain nicht hören konnte.

Was war bloß geschehen? Und wie sollte er es Cecile erklären? Der Frau, die er liebte. Der Frau, für die er bereit war, absolut alles zu tun, um sie zu beschützen. Und die er nun ganz offensichtlich nicht hatte beschützen können – wovor auch immer.

Jonathan rannte aus der Küche, hastete die Wendeltreppe in den ersten Stock, stürzte ins Kinderzimmer und beugte sich schwer atmend über die Wiege.

Nein, das darf nicht wahr sein! Wo kommt das Blut her? Verdammt, bitte nicht!

Hastig warf er einen Blick ins angrenzende Schlafzimmer, in dem aber auf den ersten Blick nichts Ungewöhnliches zu sehen war. Er überprüfte das Badezimmer und sah nach oben zum Dachgeschoss, in dem sich früher seine Praxis befunden hatte. Mit einem Kontrollgriff an seine Hosentasche vergewisserte er sich, dass er den Schlüssel für den Raum noch bei sich trug.

Den habe nur ich, da kommt außer mir niemand rein.

Auf einmal hörte Jonathan, wie seine Frau in den Flur im Erdgeschoss trat. Offenbar hatte es sie nicht länger unten in seiner Praxis gehalten.

„Wie ist der Code für das Handy? Ich muss sofort die Polizei rufen!“

Ceciles Worte ließen Jonathan aufhorchen. Eilig stürmte er wieder nach unten.

„Was hast du da?“

„Das lag in deinem Sprechzimmer, war ans Ladegerät angeschlossen.“ Cecile hielt ein altes iPhone aus der ersten Generation in der Hand. „Aurelia ist bestimmt tot, ich spüre es. Die haben sie gleich mitgenommen, damit ich es nicht merke.“ Ihre Stimme überschlug sich, sie war dem Zusammenbruch nahe.

„Sag sowas nicht!“ Jonathan sprach ruhiger und verlangsamte seine Schritte, um Cecile nicht noch weiter zu verängstigen.

„Die Polizei muss kommen und uns helfen.“

„Nein, das muss sie nicht! Leg einfach das Handy wieder weg.“ Jonathan sprach mit Cecile, wie er auch mit einer Frau sprechen würde, die im Begriff war, sich von einem Hausdach zu stürzen.

Ungeachtet seiner Worte aktivierte sie das Mobiltelefon und stellte dabei fest, dass sie gar keine PIN benötigte, um zumindest die Leitstelle der Feuerwehr anzurufen.

„Stopp!“ Jonathan rief so laut, dass Cecile zusammenzuckte. „Du wirst jetzt sofort das Handy weglegen, ich sage es dir zum letzten Mal!“

Sie sah ihn an, als sei er ein Fremder. So, als sei er soeben in einer dunklen Gasse aus einem Versteck hervorgeschossen

und hielt ihr ein Messer an die Kehle. Bereit dazu, ihr jeden Augenblick die Kehle aufzuschlitzen. Nur, dass hier nicht ihr Leben in Gefahr war, sondern das von Aurelia.

„Das werde ich nicht tun!“

Damit betätigte Cecile den Notruf, und das Freizeichen war aus dem Telefon zu hören. Jonathan schüttelte ungläubig den Kopf und fuhr sich mit zittriger Hand durchs Haar. Dann sah er Cecile mit einem Blick an, als zerreiße es ihm das Herz, bevor er ihr kalt und tonlos entgegnete:

„Es tut mir leid, aber das kann ich nicht zulassen!“

Cecile sah Jonathan betont ruhig auf sich zukommen. So, als wäre sie eine giftige Schlange, die in sein Haus gekrochen war und die er fangen musste, ohne sie aufzuschrecken. Der Anblick erschien ihr beängstigend absurd und unreal, aber darauf kam es jetzt auch nicht mehr an. Denn absolut alles, was Cecile nun wahrnahm, erschien ihr unreal. Das dumpfe Summen, das in ihrem Kopf klang, seit sie in die leere Wiege gesehen hatte, wollte nicht verstummen, und ihr Körper fühlte sich an, als könne er sich jeden Augenblick in die Luft erheben, so leicht und bedeutungslos schien er zu sein.

Jonathan will mir nur helfen. Ich soll nicht wissen, dass sie tot ist. Er hat es mir verschwiegen, ganz sicher. Deswegen soll ich keine Hilfe rufen.

Verzweifelt und verloren stand Cecile in ihrem rot befleckten Morgenmantel mit blutigen Händen zwischen den Töpfen mit den Zimmerpflanzen, den überall wild im Flur abgestellten Schuhen und den auf dem Boden herumliegenden Spielsachen, für die es nun vielleicht niemals mehr Verwendung geben würde.

„Schatz, ich werde herausfinden, wo Aurelia ist, aber bitte leg auf!“

„Mein Baby braucht meine Hilfe, und die wird es bekommen!“

Ceciles Blick und der Klang ihrer Stimme schienen Jonathan klar gemacht zu haben, dass er nicht die geringste Chance hatte, sie von dem Notruf abzuhalten. Jedenfalls bemerkte sie, dass sich etwas an seiner Körperhaltung veränderte.

Er weiß es, ganz sicher. Er weiß, was Aurelia passiert ist.

„Notruf Berliner Feuerwehr, wo genau ist der Notfallort?“, klang es aus dem Handy.

„Hilfe, mein Baby ist weg. Hier ist nur ... Blut ...!“ Cecile sprach so klar, als sei sie ein Roboter.

„Bitte bewahren Sie Ruhe, wo ist der Notfallort?“

Cecile wollte gerade antworten, als es geschah: Jonathan stürzte ansatzlos auf sie zu und versuchte, ihr das Handy aus der Hand zu reißen. Aus einem Reflex zog sie das Telefon weg, wobei es zu Boden fiel. Als Jonathan sich eilig danach bückte, fiel Ceciles Blick auf die blaue Vase, die eingestaubt auf dem Schuhschrank direkt vor ihr stand. *Da siehst du, was du angerichtet hast*, glaubte sie ihre Mutter sagen zu hören. *Alles hast du falsch gemacht. Dieser Mann! Sieh doch nur, wie er dich zum Schweigen bringen will.* Und so, als würde sie dabei von der Hand ihrer Mutter geführt, griff Cecile die Vase und schlug sie Jonathan auf den Hinterkopf.

Mit einem hellen Aufschrei ließ er von dem Handy ab und fasste sich an die getroffene Stelle. Mit blutiger Hand griff Cecile das Telefon vom Boden. *Du musst dich jetzt zusammenreißen, verdammt!* Cecile atmete tief durch und schüttelte sich. Schlagartig und mit einer Geschwindigkeit, die sie sich Sekunden zuvor noch nicht zugetraut hätte, lief sie auf die Schiebetür zum Garten zu. Doch sie benötigte kostbare Sekunden, um das schwergängige Ding aufzuschieben, so dass Jonathan ihr nun wieder dicht auf den Fersen war. Im Laufen nahm sie das Handy ans Ohr.

„Mein Baby ist weg. Überall ist Blut! Sie müssen mir helfen!“

„Das habe ich verstanden. Wo ist der Notfallort?“

Während Cecile zu antworten versuchte, hatte Jonathan sie auch schon erreicht. Sie spürte den Ruck, mit dem er sich von

hinten auf sie stürzte. Ohne, dass sie sich dagegen hätte wehren können, stürzte sie zu Boden, das Handy noch immer fest umklammert. Die Stimme des Mannes von der Leitstelle drang noch zu ihr vor, als Jonathan das Telefon an sich riss. Noch einmal versuchte sie mit aller Kraft, dem Mann vom Notruf etwas zu sagen, als Jonathan schließlich das Telefonat beendete, das Handy deaktivierte und es in seine Hosentasche steckte.

„Warum?“ Cecile wimmerte, während sie kraftlos versuchte, sich ihrem Mann zu entwinden.

„Du musst mir jetzt einfach vertrauen!“

So, als sei sie ein kleines Mädchen, das von seinem Vater ins Bett getragen wird, fasste Jonathan seine Cecile und hob sie vom nasskalten Boden auf. Und was auch immer es gewesen sein mochte, ob die Sanftheit in seinem Griff, der wehmütige Blick in seinen Augen oder einfach nur das Blut, das von der Wunde an Jonathans Kopf über seine Stirn lief - es beruhigte Cecile auf ebenso unheimliche wie unerklärliche Weise.

„Was hast du mit mir vor?“ Cecile kamen Tränen.

„Ich bringe dich nach oben, in die alte Praxis. Da ist alles vorbereitet.“

„Vorbereitet?“

„Ja, mein Schatz! Es werden jetzt einige Dinge geschehen, die du nicht sofort verstehen wirst. Aber bitte vertrau mir!“

Bitte, lass das alles wieder nur ein böser Traum sein!

Cecile schloss die Augen, als könne sie dies aus einem Schlaf erwecken, den sie gar nicht schlief, während Jonathan sie nach oben in seine ehemalige Praxis trug.

Er hatte dort schon vor Tagen alle erforderlichen Maßnahmen getroffen.